

(Nachdruck verboten.)

161

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

„Kinder, Ruhe!“ Schlieben war amüsiert durch diese Seligkeit. Er kommandierte: „Reisig her, aber recht trodenes,“ selber von einem Eifer erfaßt, diese noch unsichere, bald sich duckende, bald hoch auflackernde Flamme zu erhalten. Er blies und stocherte und feuerte nach; der Wind trieb ihm den Rauch ins Gesicht, daß er husten mußte, aber er wischte sich die tränenden Augen und hatte auch nicht acht, daß sein Weinkleid vom knien auf dem Grund grünlich-nasse Flecke bekam und etwaige Vorübergehende sich sehr wundern würden, Herrn Paul Schlieben bei solcher Beschäftigung zu sehen. Es machte ihm jetzt selber Spaß, unterm blaßblauen Herbsthimmel, an dem die weißen Wolken flogen und die Schwalben zwißchernd dahinschossen, ein Kartoffelfeuerchen zu unterhalten. Er hatte so etwas nie gekannt — war er doch ein Stadtkind —, aber es war schön, wirklich schön!

Die Kinder trugen Reisig zu, Wolfgang nahm's und brach es überm Knie — knack — die Stecken sprangen wie Glas. Wie der Junge das im Griff hatte!

Soch loderte die Flamme, eine behagliche Wärme strömte vom Feuerchen aus: da mußte man sich die Hände dran wärmen können — wahrhaftig, es tat gut!

Und dann folgte des Mannes Auge dem Rauch, den der Wind vom Acker aufhob, einem leichten Wölkchen gleich. Grau erschien erst das Wölkchen, doch je höher es flog, desto lichter wurde es, freundlicher Sonnenschein durchschimmerte es verklärend. Es schwebte hinauf, immer hinauf, immer körperloser, ungreifbarer, bis es ganz verflog — ein Ahnen, ein Gaud.

Es war nun an der Zeit, die Kartoffeln einzubuddeln; Wolfgang war geschäftig dabei. Man hatte nicht mehr geschürt, die Flamme war zusammengesunken, aber die Asche barg die ganze Glut. Mit großen Augen standen die Kinder herum, ganz still, fast den Atem anhaltend, und doch zitternd vor Erwartung: wann würde die erste Kartoffel gar sein?! Ah, noch es nicht schon so gut?! Witternd blähten sie die Näschen. Aber Schlieben klopfte jetzt seine Weinkleider ab und schickte sich zum Gehen an — es würde doch zu lange dauern, bis die Kartoffeln fertig waren! Fast empfand er etwas wie Bedauern. Aber es ging wirklich nicht, daß er noch länger hier umherstand, was sollten die Leute eigentlich von ihm denken?!

Schlieben hatte sich jetzt selber wiedergefunden. „Genug jetzt,“ sagte er, und dann ging er, sorgsam die aufgebuddelten, unwegsamen Stellen des Feldes vermeidend. Da hörte er Tritte dicht hinter sich. Er drehte sich um: „Wolf?! Nun, was willst Du?“

Die dunklen Augen des Knaben sahen ihn traurig an. „Gehst Du auch nach Hause?“ Ein Erstaunen lag in Schliebens Frage — er hatte doch gar nicht gesagt, daß der Junge mitkommen sollte?!

Ein herrlicher Duft kam von den Kiefern her, die Luft atmete sich so frei, so leicht, und dieser blaßblaue Himmel mit den gewischten weißen Wolken, hatte etwas so ungemein Klares, den Blick Erhellendes. Weiße Fäden flogen über Land, vom reinen Obst getrieben, hingen sich an grünbenadelte Nester und schimmerten da wie Elfenspinnt. Und die Sonne war noch angenehm warm, ohne zu brennen, und ein kräftiger, bitterlich-herber Geruch strömte von den goldfarbenen Blättern der Büsche, die die Rückseiten der Gärten abschlossen.

Der Mann holte tief Atem; ihm war, als sei er plötzlich um zehn, um zwanzig — nein, um dreißig Jahre jünger. Um mehr noch!

„Na, lauf nur,“ sagte er.

Der Knabe sah ihn an, als habe er ihn nicht recht verstanden.

„Lauf,“ sagte er noch einmal kurz und bündig und lächelte dabei.

Da stieß der Junge einen Schrei aus, einen so gellend-jauchzenden Schrei, daß die Kameraden, die auf den Hacken

ums Kartoffelfeuerchen kauerten, sofort mit einstimmten, ohne zu wissen warum.

Im dunklen Auge des Knaben, der die Freiheit liebte, die freie Luft, den freien Lauf, flammte es auf. Er sagte es nicht, daß er beglückt war, aber er schöpfte so tief Atem, als fiele ihm eine Last von der Brust. Und Schlieben sah auf dem Gesicht, das jetzt anfangen sich zu vergrößern, die weiche Rundung der Kindlichkeit im Mager-Zungenhaften zu verlieren, einen Zug, der es fein und schön machte.

Blitzschnell, wie aus straffem Bogen geschneelt, flog Wolfgang zurück übers Feld.

Schlieben ging in seinen Garten zurück; vorsichtig, damit sie nicht knarrte, öffnete er die Gittertür und schloß sie ebenso leise wieder — Räte brauchte es nicht zu wissen, wo er gewesen war! Aber da stand sie schon am Fenster.

Es war etwas rührend Ratloses in ihrer Haltung, ein bängliches Forschen in ihrem Blick — nein, sie brauchte ihn so nicht anzusehen, er war ihr nicht böse!

Und er nickte ihr zu.

Als das Hausmädchen fragte, ob der Herr nicht wisse, wo der Junge sei, schon dreimal habe sie nun die Milch warm machen lassen und auf- und abgetragen, sagte er fast kleinlaut, mit einer Entschuldigung im Ton: „Na, das ist ja nicht so schlimm, Lisbeth! Wärmen Sie sie nachher zum vierten Mal — es ist ihm so gesund draußen!“

Zweites Buch.

VIII.

Frida Lämke feierte ihren zehnten Geburtstag. „Dürft Du kommen, kriegen wer Kuchen und Rosinen, aber dürft Du nicht kommen, jib's nur Schrippen wie alle Tage,“ sagte sie zu ihrem Freund Wolfgang. „Sieh man zu, det se Dir lassen!“ Es lag ihr am meisten daran, daß Wolfgang kam; wegen Flebbe wurden keine Unterschiede gemacht, obgleich der immer sagte, sie wäre seine Braut.

Und Wolfgang qualte seine Mutter. „Daß mich doch hingehen — warum denn nicht? Ich möchte doch so gern — warum denn nicht?!“

Ja, warum denn nicht?! Mit diesem Warum lag er ihr seit vierundzwanzig Stunden in den Ohren; es zermürbte sie ganz. Was sollte sie ihm sagen — daß ihr Frida mißfiel? Aber was hatte das Mädchen denn eigentlich getan, daß es ihr mißfiel? Nichts! Es knidste immer höflich, war stets ordentlich gekleidet, hatte sogar das blaue Band mit einer gewissen Anmut in den blonden Zopf geflochten. Die Eltern waren auch ganz respectable Leute, und doch — immer trieben sich diese Kinder auf der Straße herum, jederzeit, sommers und winters! Man mochte vorbeikommen, wann man wollte, immer waren diese Lämkes vor der Tür! War es die Straße selber, die sie aus diesem stupsnasigen, für sein Alter sehr entwickelten Mädchen ansah? Nein, zu diesen Leuten hingehen, ins Haus, hinuntersteigen in diese Atmosphäre der Portierstube, nein, das durfte er nicht!

„Ich möchte nicht, daß Du hingehst,“ sagte sie. Sie hatte doch nicht das Herz, diesen bittenden Augen gegenüber zu sagen: „Ich will es nicht!“

Und das Kind ersah seinen Vorteil. Es fühlte deutlich: „sie kämpft mit sich“, und mit einer grausamen Hartnäckigkeit verfolgte es seinen Wunsch.

„Daß mich doch — ach, laß mich doch! Ich bin aber sehr traurig, wenn ich nicht darf. Dann hab' ich zu nichts mehr Lust. Warum soll ich denn nicht? Mutti, ich will Dich auch so liebhaben, wenn Du mich gehen läßt — laß mich — ja? Ich will aber doch!“

Sie konnte sich nicht mehr retten vor ihm, er ging ihr nach auf Schritt und Tritt, er faßte ihr Kleid, und — wenn sie's ihm auch verwies, die Bitte noch öfter zu wiederholen —, sie fühlte es, er dachte doch unablässig nur das eine. So zwang er sie.

Schlieben verhielt sich weit weniger ablehnend gegen diese Einladung von Lämkes. „Warum nicht? Es sind ja ganz anständige Leute. Das schadet dem Jungen nichts, wenn er auch mal in die Kreise hineinguckt. Ich bin auch als Junge zu unsern Leuten in die Wohnung gekommen. Und warum denn nicht?!“

Sie wollte sagen: „Das war auch etwas ganz anderes, bei Dir hatte es keine Gefahr“ — aber dann befann sie sich und sagte es nicht. Sie wollte ihm nicht schon wieder mit ihren Befürchtungen, ihren Zweifeln, ihrer geheimen nagenden Angst kommen, die keinen greifbaren Grund hatte, sich nicht deutlich machen ließ, wie man am Ende jede andere Empfindung erklären kann. Wie ein sinkender Nebel schwebte etwas über ihr. Aber warum es ihm sagen?! Sie wollte sich weder darüber schelten noch darüber auslachen lassen; beides würde ihr gleich empfindlich sein. Er war ja nicht mehr so wie früher! O — sie empfand es mit einer leisen Bitterkeit — wie hatte er sie doch vormalig verstanden! Jede Regung, jede Schwingung ihrer Seele hatte er mitgefühlht. Dieses ahnende Verstehen war ihm abhanden gekommen — oder verstand sie ihn vielleicht nicht mehr?!

Aber er war doch noch ihr lieber Mann, ihr guter, getreuer, den sie liebte wie sonst auf der Welt nichts mehr — nein, den sie so liebte, wie sie Wölfschen liebte! Das Kind, ach, das Kind, das war die Sonne, um die sich ihr Leben drehte!

Wenn Paul doch noch so wäre, wie er früher gewesen war! Sie mußte ihn jetzt so oft heimlich ansehen und sich mit einer gewissen Verwunderung auch in seine äußere Persönlichkeit hineinfinden. Nicht daß ihm das Breiterwerden schlecht stand; die Fülle, die seine schlankte Gestalt mit der einst etwas steifen, immer korrekten Haltung angenommen hatte, paßte zu seinen Jahren, zu den silbernen Fäden, die im Bart und an den Schläfen zu schimmer begannen. Paßte zu der bequemen Samtjoppe, die er jetzt immer anzog, sowie er nach Hause kam, paßte zu seinem ganzen Wesen. Merkwürdig, daß jemand ein so praktischer Mensch werden konnte, dem früher alles Geschäftliche lästig, ja, höchst zuwider war! Jetzt würde er nicht mehr das fremde Kind aus dem Bann auflesen, und — einen langen Blick heftete Räte auf den Gatten —, jetzt würde er's nicht mehr bei sich aufnehmen wie eine Gabe aus Märchenland!

Ob die Jahre auch sie so verändert hatten?! Ihr Spiegel zeigte ihr keine so große Veränderung. Da war noch ganz dieselbe mädchenhafte Figur, die doppelt zart erschien neben der Behäbigkeit des Gatten. Noch war ihr Haar blond, und sie errötete noch wie ein junges Mädchen, dem schon ein streifender Blick das leicht bewegliche Blut unter die zarte Haut treibt. Ja, äußerlich war sie noch jung geblieben! Aber innerlich überkam sie doch oft eine Müdigkeit. Wolf machte ihr den Kopf gar so warm. Eine Mutter, die zehn, fünfzehn Jahre jünger war als sie, die würde es vielleicht nicht gleich ihr empfinden, wieviel Kräfte solch ein Kind kostet! Würde die nicht noch lachen, wenn es i h r schon zum Weinen war?

O Gott, welch ungestüme, unerschöpfliche Lebenskraft war in diesem Jungen! Sie war erstaunt, verwirrt, erschöpft davon. Würde er denn nie müde? Immer auf den Beinen, um sechs schon auf, immer heraus, heraus! Schon um Tagesgrauen hörte sie ihn sich rastlos werfen. Er schlief neben ihnen, die Verbindungstür nach seinem Zimmer blieb immer auf, obgleich ihr Mann darüber schalt: der Junge wäre groß genug, brauchte die Aufsicht nicht. Nachts wenigstens könnte man sich die Störung ersparen!

(Fortsetzung folgt.)

Das Messer.

Von Georg Hermann.

In Modane hinter dem Mont Genis ist Zollstation zwischen Italien und Frankreich. Ich kam von Italien herauf. Die einzige Waffe, die ich bei mir führte, war ein fester, eigener Stod. Als ich von der Zollrevision kam, stieg ich in einen Abteil, in dem schon zwei Herren saßen. Sie gesielen mir nicht. Der eine von ihnen hatte scharfe, durchdringende Augen über einer spitzen beweglichen Nase, einen hängenden Schnurrbart und eine etwas verdächtige, lauernde Regsamkeit. Einer, mit dem man nicht gern allein sein möchte. Der andere war blond, nichts sagend, hübsch, aber eigentlich weichlich. Seine Kleidung war gut, aber von der Reise wohl etwas mitgenommen. Man hätte alles aus ihm machen können. Er hätte ebensogut einen stellungslosen Weinreisenden, wie einen Glücksritter oder Hochstapler abgegeben.

Sie gesielen mir durchaus nicht, diese beiden Reisegefährten. Meine Empfindung war vom ersten Augenblick an gegen sie, und ich beschloß wieder auszustiegen, um einen anderen Abteil mir zu suchen. Aber ich fand auf dem Bahnsteig keinen Träger für mein Hand-

gepäck, und so mußte ich wieder in das alte Coupé zurück. Das erste was ich bemerkte war, daß mir mein Stod fehlte.

Ich hätte nun hundert Eide geleistet, ihn mit hineingenommen zu haben, aber immerhin, es war doch möglich, daß ich ihn auf der Zollstation gelassen hatte. Sicherlich hatte ich ihn nur drüben gelassen. Noch einmal zurückzugehen, dazu blieb nicht Zeit; und so fuhr ich also fort ohne meinen handfesten Reisebegleiter.

Die Herren zogen mich sogleich ins Gespräch. Der eine sprach eine sehr elegante Französisch mit echtem Pariser Tonfall, während die Aussprache des anderen, des Blondens, hart war und im Ton fast nach deutsch klang. Sie boten mir allerhand Schwären an, und ich nahm aus Höflichkeit, aber nicht bevor sie selbst gegessen hatten. Denn mir kamen diese beiden, vor allem aber der Schwarze, wenig geheuer vor. Und richtig — da zieht er aus allen möglichen Taschen in kleinen Lederbeutelchen goldene Uhren heraus und zeigt sie seinem Nachbar. Die Uhren waren zwar plombiert, wie es Reijemuster sind, die zollfrei ins Ausland gehen, aber immerhin, der unheimliche Reichtum dieser Lederbeutelchen aus allen möglichen Taschen und Taschen, und die Art, wie er sie seinem Komplizen — denn die beiden gehören doch sicherlich zusammen — zeigt, stillschweigend eine nach der anderen ihm zureicht, behagt mir nicht und bestärkt mich darin, daß den beiden nicht zu trauen ist. Jetzt kommt noch ein dritter junger Mensch hinzu; und wie man ihn beghrt, das läßt auf eine lange Bekanntschaft schließen. Dann — es ist indessen tiefe Nacht geworden — steigt eine Familie aus Aix les Bains ein; man plaudert, der Unheimliche erzählt — ein graziojer Charmeur — von Venedig, von Pompeji, von New York, der Blonde schenkt den niedlichen Töchtern aus Aix les Bains Pappmünzen — so kleine Medaillen, wie man sie auf dem Petersplatz in Rom kauft — aber all das benimmt mir nicht mein leichtes Mißtrauen. Nun — in Euloz werde ich ja meine Reisegenossen los! Denn der Zug fuhr nach Paris, während ich nach Genf wollte.

In Euloz verlasse ich den Zug. Aber zwei der Herren steigen mit mir aus.

„Ich dachte, meine Herren, Sie wollten nach Paris?“

„Nein,“ — sagte der eine, — „ich fahre nach Lyon.“ Und der andere, der Hellblonde: „Ich muß über Genf — nach meiner Heimat hinauf, — nach Belgien.“

„Fahren Sie da nicht besser über Paris?“

„Nein, so ist es der kürzeste Weg für mich — und mein Billett geht auch über Basel.“

Da mir die Begleitung des Blondens nicht gerade angenehm ist, so gehe ich in die Restauration. Aber der Blonde ist nicht abguschütteln, und spricht in seinem harten Französisch auf mich ein. Ich trinke Kaffee; der Blonde gleichfalls. — Ich bezahle für uns beide; aber der Mann macht keine Anstalten, mir das Geld zurückzuerstatten. Das kann vielleicht ein Zeichen guter Erziehung sein — er will sich revanchieren, sage ich mir; — aber auch ebenso gut ein Zeichen für das Gegenteil. Mein Urteil entscheidet sich für das letztere.

„Kannten Sie den Herrn?“ fragte ich auf den Mann zeigend, der nach dem Lyoner Zuge hinübergeht, — denn ich bin der festen Meinung, daß sich die drei Komplizen hier trennen.

„Nein,“ sagt der Blonde mit gut gebuchstem Erstaunen. „Ich habe ihn nie vorher gesehen — und werde ihn wohl nie wieder sehen.“

Der Genfer Nachtzug ist ganz leer. Ich steige in ein Coupé und der Blonde folgt mir wie mein Schatten. Durch keine Scheiben kann man in Nebenabteile sehen: — niemand. Da steigt noch eine junge Dame zu uns ein. Nun — sage ich mir, — so lange diese Dame im Coupé ist, wird wohl der Mann nichts unternehmen. Schade, daß ich meinen Stod nicht mehr habe. Jedenfalls: wo ist die Notbremse? Dal — Sol — Der setzte ich mich gegenüber.

„Verzeihen Sie,“ — sagt der Blonde — „würden Sie so freundlich sein, etwas zur Seite zu rücken?“ Und er nimmt seinen Koffer, stellt ihn, — wir saßen uns gerade gegenüber — auf den Sitz, auf meinen Platz, und beginnt nach irgend welchen Kognakflaschen, Kuchen und Pasteten zu suchen.

So — jetzt hat er mich glücklich von der Notbremse fortgebracht. Nun bin ich nur neugierig, was er weiter für ein Manöver unternehmen wird.

„Ich wäre ja gern noch länger geblieben,“ — hebt der Blonde wieder an, und ich studiere seine Züge dabei und komme zu dem Urteil: Hochstapler — „aber ich habe mich verausgabt; meine Geldsendung ist ausgeblieben und da fahre ich jetzt ohne Aufenthalt nach Hause. Ich habe nur noch 45 Frank. Die müssen bis morgen abend reichen.“

„Damit bekommst Du nicht heraus, ob ich Geld bei mir habe, mein Freund,“ — sagte ich mir.

Da hält die Bahn. Die Dame verläßt uns. Der Blonde lehnt sich mit unverhohlener Absichtlichkeit in die Tür, daß ja keiner wieder einsteigt. Ich habe die feste Empfindung: jetzt kommt das Messer! Und ich öffne in der Manteltasche mein Taschmesser und umtrampfte es mit der Rechten.

Der Zug setzt sich von neuem in Bewegung, und der Blonde läßt sich wieder auf seinen Sitz zurückfallen. Wir schweigen eine Weile. Ich halte mein Messer fest in der Faust.

„Sagen Sie,“ beginnt der Blonde in seinem harten Französisch, — „dieser Mann spricht doch eigentlich eine andere Sprache?! — wie gefiel Ihnen denn der Herr, mit dem Sie mich da zusammen vorhin trafen?“

„Ich dachte, Sie kennen ihn?“

„Nein, keineswegs — aber gefiel er Ihnen?“

„Er schien ein recht lustiger Mensch zu sein.“

„Und wissen Sie, daß er auf mich einen geradezu gefährlichen Eindruck gemacht hat?“

— Damit wiegst Du mich nicht in Sicherheit, mein Freund, denke ich bei mir.

„Und die Uhren! — Wer weiß, wo er die her hat? Wissen Sie, das war so einer, der nach der Großstadt geht, um dort im Gewühl unterzutauken. Der Mensch war mir unheimlich. Ich wäre nicht länger mit ihm zusammengefahren. Im Tunnel hat er sich erst an mich herangehängt, und mich gefragt, ob ich mich nicht ängstige, so allein zu reisen.“

Wie geschieht — denke ich — aber . . . das Messer, das Messer!

„Ja — ich habe mich direkt gefürchtet, vor diesem Menschen. Ich bin überhaupt ängstlicher Natur. Denken Sie, was mir da in Neapel passiert ist. Ich hatte eine Empfehlung von meinem Wirt in Rom an das Hotel. Es war ja äußerlich ein ganz anständiges Haus; aber der Wirt hatte ein Galsengesicht. Und — etwas italienisch verstehe ich; ich höre, man spricht über mich. Also ich habe Angst, und beschließe, die Nacht nicht zu schlafen. Ich nicke aber doch so ein wenig ein, und erwachte durch den Rauch einer Zigarette, der mir in die Nase weht.“

Wozu diese lange Einseitung, das Messer! Das Messer! — ruft es in mir fast ungeduldig.

„Und wie ich mich hochrichte, sehe ich — auf dem Flur ist Licht, — auf der Mattscheibe meiner Tür den Schatten eines Kopfes, — und es versucht jemand durch die Scheibe in mein Zimmer zu spähen. Da habe ich mich hastig gerührt und da ist der Kopf verschwunden!“

Das Messer! Das Messer!

„Aber nach einer Weile ist plötzlich der Schatten wieder da gewesen. Nun habe ich ganz laut gerufen: „Wer da!“ und dann ist der Schatten an der Tür ganz schnell verschwunden, wie weggeblasen und ich habe eilige leise Schritte draußen gehört.“

Wozu diese Geschichte? Das Messer! Jetzt kommt das Messer!

„Und da habe ich das Fenster geöffnet, um herausschreien zu können. Aber es war noch ganz früh am Tage und niemand auf der Straße, und ich habe einen Stuhl umgelehrt gegen die Tür gestellt, damit es Lärm gibt, wenn er umfällt. — Denn, wissen Sie, mir ist mein Leben lieb. — Nein, so leicht gebe ich es nicht.“ — Er hatte sich erregt bei dieser Erzählung und war rot geworden.

Jetzt das Messer! schreit es in mir.

„O, ich habe fürchterliche Angst gehabt und habe mein Messer genommen —“

„Lassen Sie es nur stecken!“ rufe ich. „Wir sind beide allein und ich kenne Sie nicht.“

Aber schon hat der Blonde die Hand in der inneren Brusttasche und bringt sie mit einem fußlangen, schwedischen griffesten Dolch zurüd.

„Und ich habe mich so“ — er senkt es zu mir gerade auf meine rechte Schulter zu — „sooo — gegen die Tür gestellt.“

Ich fühle keine Furcht, kein Zittern vor der Klinge, ich habe nur die Empfindung plötzlicher innerlicher Kälte, als ob ich innerlich bereiste und ich sage mir — ich komme mir dabei überlegen und berechnend vor — daß ich mit meinem kleinen Taschenmesserchen gegen diese halbe Elle besten schwedischen Stahls wenig ausrichten werde; und ich greife, — wie es mir scheint, nicht einmal schnell — unter der Klinge hindurch, und pade den Blonden fest, ganz fest, so fest wie ich es vermag, ums Handgelenk. Gurgel? oder Notbremse? ruft es in mir nicht mit Worten, mit Wlisen, die mir durchs Hirn jagen und dabei bin ich so kalt und ruhig wie hier, da ich es niederschreibe.

Aber da läßt auch schon der Blonde ganz erschrocken das Messer zur Erde fallen, und er ist plötzlich kreideweiß geworden.

„Um Himmelswillen,“ stottert er, „was denken Sie von mir! — Aber ich will Ihnen ja doch nichts tun. Ich tue ja keiner Fliege etwas. Nein, was denken Sie von mir. Ich bin aus gutem Haus! Mein Vater ist Schulinspektor in Brüssel! Hier — hier — hier mein Herr, ist meine Karte.“ Und wie er die Ledertasche öffnete — sehe ich in der Nille, die gleich eingefügt dafür ist, einen Fieberthermometer liegen — den pflegen ja Hochstapler im allgemeinen nicht bei sich zu tragen. Dr. Armand Mennier vom Hospital anglais zu Brügge. Er zeigt mir seine Photographie im Operationskittel. Er zeigt mir den Empfehlungsbrief seines Direktors. Er kommt von einer Studienreise durch die Krankenhäuser Italiens. Ich lache unbeding — aber ich gebe zu, es hat einen etwas nervösen Klang, mein Vachen, und ich komme nicht so recht wieder zur Ruhe damit, während der Arzt immer noch sich entschuldigt und wieder sich entschuldigt.

In Genf bezahlt der Arzt zwei Tassen Kaffee und mehrere Schnäpse für mich. Er ist also doch aus gutem Haus und von guter Erziehung. Aber sein Französisch ist hart und bleibt hart, denn er ist nun einmal Blame, und redet für gewöhnlich flämisch.

Ich denke mir immer, er hat mich vielleicht für einen Komplizen des dritten gehalten — und mir zeigen wollen, daß er ein Messer besaß, oder er hat in seinem lebhaften Temperament das ganze neapolitaner Erlebnis noch einmal mir vorgespielt — bis auf das gezügte Messer.

Genug, diese Kriminalgeschichte mit allen Indizien, ausreichend, um einem Sherlock Holmes Bauholz für das erste Kapitel eines Romans zu geben, sie spielte sich aber zwischen drei ganz friedfertigen

Leuten ab: einem belgischen Arzt, einem gewiß nicht blutdürstiger Schweizer Uhrenreisenden und einem erst recht ganz harmlosen Berliner Schriftsteller. —

Kleines feuilleton.

6. Ein italienischer Bücherliebhaber des siebzehnten Jahrhunderts. Ueber einen der eigenartigsten Bücherliebhaber, die jemals gelebt haben, Antonio Magliabechi (1633—1714) von Florenz, teilt, wie wir der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ entnehmen, der bekannte Forscher auf dem Gebiete des Bücherwesens A. Cim eine Reihe interessanter biographischer Daten mit. Aus der untersten Klasse der Bevölkerung stammend, hatte Magliabechi als Gehülfe bei einer Obdt- und Gemüschhändlerin seine Erwerbssarbeit begonnen. Obwohl er noch nicht lesen konnte, hielt ihm doch eine Art Instinkt immer die Augen auf die Makulatur und die Blätter aus alten Büchern gebannt, in die er die verkaufte Ware einwickeln mußte. Ein Buchhändler aus der Nachbarschaft, der diese Liebhaberei des Knaben bemerkt hatte, forderte ihn auf, in seinen Dienst zu treten und konnte schon nach wenigen Tagen merken, welchen glücklichen Griff er mit der Einstellung Magliabechis in seinen Dienst getan hatte; denn der junge Lehrling war vermöge seines erstaunlichen Gedächtnisses schon nach ganz kurzer Zeit instande die gesuchten Bücher schneller als sein Dienstherr selbst ausfindig zu machen. Er lernte nun rasch lesen und schreiben und machte auch bald die Bekanntschaft von Michele Ermini, dem Bibliothekar des Kardinals von Medici, der ihm mit Rat und Unterweisungen zur Hand ging. Unter der Leitung dieses Mannes machte Magliabechi so erstaunliche Fortschritte, daß er bald „das Orakel der Gelehrten“ genannt wurde; mit erstaunlicher Genauigkeit wußte er den Verfasser, die Ausgabe, ja häufig selbst die Seite eines Werkes anzugeben, auf der gerade die Antwort auf eine Streitfrage zu finden war. So las denn auch der gelehrte Vater Angelo Finardi damals schon mit etwas freundlicher Nachhülfe aus dem Namen Antonius Magliabechius das Anagramm heraus: „Is unus bibliotheca magna“ — „der ist für sich allein eine große Bibliothek“.

Inzwischen hatte auch der Herzog Cosimo III. von den seltenen Gaben des jungen Mannes vernommen; er ernannte ihn zum Konservator seiner Privatbibliothek und ermächtigte ihn gleichzeitig, die Manuskripte der Laurentiana abdrucken zu lassen, deren weitere Verbreitung er für nützlich halten sollte. Jetzt war Magliabechi in seinem Element; aber die ungeheure Menge Bücher, von denen er umgeben war, genügte seiner unerfättlichen Wissensgier noch lange nicht. Er hatte nicht nur den Standort jedes der Bücher dieser beiden großen Bibliotheken so gut im Gedächtnis, daß er es zur Not selbst mit verbundenen Augen hätte finden können, sondern er wollte sich auch in den anderen großen Bibliotheken Europas ebenso heimisch machen. Obwohl er Florenz nie verlassen hatte, kannte er doch infolge seines unablässigen Studiums der gedruckten und ungedruckten Kataloge, durch schriftliche Anfragen und Unterhaltungen die großen Bibliotheken des Auslandes so gut oder gar besser als irgend jemand außer ihm.

Magliabechi hatte eine eigentümliche Art, die Bücher zu lesen oder vielmehr sie zu verschlingen. Wenn ihm ein neues Buch in die Hand fiel, las er den Titel, dann die letzte Seite, flog die Vorrede, Widmung und Tafeln durch, warf einen Blick auf die Haupt-einteilungen und Kapitel und hatte dann genug gesehen, um nicht nur über den Inhalt des Buches, sondern auch über die Quellen, aus denen der Verfasser geschöpft hatte, Bescheid geben zu können.

Nachdem er Bibliothekar geworden war, änderte Magliabechi seine frühere einfache Lebensweise nicht; er war immer nachlässig in seiner Kleidung und hatte als einziges Mobiliar ein Bett, auf dem er die wenigen Stunden Schlaf zubrachte, die er seinen Büchern entziehen mußte. Häufig schlief er auch ganz angekleidet auf den Büchern und Broschüren, mit denen sein Bett immer bedeckt war; er verließ sein Zimmer nur, um sich zur Bibliothek zu begeben und schloß sich dann sofort in seine Bücher ein. Florenz verließ er überhaupt nur zweimal in seinem Leben; das eine Mal besuchte er das ganze nahe gelegene Piesole, das andere Mal machte er auf Befehl des Herzogs eine Reise, die ihn zehn Stunden von Florenz wegführte.

Seine Nahrung war außerordentlich einfach; einige Eier, etwas Brot und Wasser bildeten seine tägliche Mahlzeit. Seine Kleidung stand damit in Uebereinstimmung; sie bestand aus einem braunen Rod, der ihm auf die Knie herabfiel, ein Paar Pantalons, einem schwarzen vielgeflickten Mantel, einem breitkrämpigen, durchlöchernten und ganz aus der Farn gekommenen Hut, einer mit Sämnypstabil bedekten Krawatte und einem Hemd, das er nie auszog, solange es noch hielt, und das durch die zerrissenen Ellenbogen des Rods sah. Außer den Büchern bildete noch eine sonst nicht sehr beliebte Sorte von Lebewesen, nämlich die Spinnen, von denen es in seiner Behausung wimmelte, den Gegenstand seiner liebevollen Fürsorge. Er hatte für diese ein solches Interesse, daß er manchmal Besuchern, die ihm auf diese lieben Tiere nicht genügend Rücksicht zu nehmen schienen, zurief: „Tun Sie meinen Spinnen nicht weh!“

Der merkwürdige Mann, dessen Neigungen und Gewohnheiten entschieden einen etwas abnormen Zug trugen, wurde im Januar

1714 beim Verlassen seines Hauses von einem heftigen Zittern und großer Schwäche befallen; von diesem Augenblick an siechte er dahin und starb am 2. Juni desselben Jahres im Alter von 81 Jahren. In seinem Testament vermachte er seiner Vaterstadt seine aus 30 000 Bänden bestehende Bücherei mit einer Jahresrente zu ihrer Unterhaltung; diese inzwischen stark angewachsene Bibliothek ist heute die bedeutendste von Florenz und hält durch den Namen „Biblioteca Magliabechiana“ den Namen ihres Gründers lebendig. —

ch. **Seltene Erscheinungen bei Erdbeben.** Gewaltige Erderschütterungen zeitigen häufig auch eine Reihe von seltsamen Begleiterscheinungen, über die die moderne Erdbebenforschung eine Fülle von Material zusammengebracht hat. Bei fast allen großen Erdbeben öffnet sich der Boden, und es bilden sich tiefe Spalten, die oft viele Fuß breit sind. So hat man, wie ein amerikanisches Journal schreibt, im Jahre 1783 bei dem Erdbeben in Kalabrien zwei Spalten von mehr als hundert Fuß Breite und zweihundert Fuß Tiefe beobachtet. Menschen, Tiere, Häuser und selbst Boote sind durch diese Spaltungen der Erde in die Tiefe gerissen worden. Es ist vorgekommen, daß bei der Flucht vor einem Erdbeben Leute von der Erde aufgenommen wurden, die sich sofort wieder über ihnen schloß. Nach einem Erdbeben im Dorfe San Antonio auf den Philippinen fand ein Vater später beim Graben den zermalnten Körper seines Kindes. Manchmal brechen aus der Erde giftige Dämpfe, kochendes Wasser oder Flammen hervor. So wurden in Jamaika Leute, die in Erdspalten gefallen waren, von kochendem Wasser wieder nach oben gespült. In Sizilien strömte 1692 Salzwasser hervor. Während des Erdbebens von Jamaika starben 3000 Personen infolge der unerträglichen Schwefeldünste, die aus dem Boden strömten und bei Berührung mit Flammen zu brennen anfingen. Manchmal bricht aus diesen Spalten ein intensives röthliches Licht. Als Lissabon durch ein Erdbeben zerstört wurde, zeigten sich auf den Seen Europas und Amerikas sehr große Wellen. Die Themse trodnete 1158 während eines Erdbebens aus, so daß man trockenen Fußes hindurchgehen konnte. Die warmen Quellen in Tepliz kochten während des Erdbebens in Lissabon über; dann wurden sie schlammig, sehten eine Minute aus und warfen roten Ocker in Menge aus; danach flossen sie wieder wie früher. Brunnen steigen und fließen oft über, vertrocknen oder füllen sich mit Schlamm an. 1835 hob sich bei dem großen Erdbeben in Conception der benachbarte Küstenstrich fünf Fuß über den Meerespiegel und sank später wieder drei Fuß; die Insel Xenux hob sich sogar um acht Fuß. Bei einer Erdumwälzung im Tale des Mississippi, nahe der Mündung des Ohio, bildeten sich im Laufe einer Stunde 20 englische Meilen lange Seen. Das kleine Gebiet von Casa Nova in Kalabrien sank während eines Erdbebens um 20 Fuß, ohne daß jedoch ein Haus einstürzte. Im Innern der Erde fühlt man die Stöße selten; Verderben bringende Erdbeben sind in Bergwerken kaum bemerkbar. Die Geschwindigkeit der Stöße ist am Anfang am höchsten und nimmt allmählich ab. Gebäude und andere Gegenstände, die durch Erdbeben zerstört werden, fallen in ganz bestimmter Weise. Ein Haus fällt immer nach der Seite, die die meisten Türen und Fenster hat. Mauern, die im rechten Winkel zu der Richtung des Stoßes stehen, werden stärker als die parallel dazu verlaufenden Mauern mitgenommen. Wenn Mauern rissig werden, geht der Riß immer über möglichst viel Türen und Fenster. Leichtere Gegenstände werden ebenso umgerissen wie schwerere. So berichtet Mallet, daß während eines Erdbebens in Neapel mehrere Heuschaber umgerissen wurden. Am besten leisten Häuser mit flachen Dächern, die breit und niedrig und deren obere Mauern leicht sind, den Erdstößen Widerstand. Es gibt auch „Erdbebenlampen“, die so gebaut sind, daß sie ausgehen, wenn sie umgeworfen werden. In Südamerika haben vorsichtige Leute an der Tür „Erdbebenröde“ hängen, deren Taschen das Nötigste für eine im Freien zu verbringende Nacht enthalten. Oben auf Hügeln ist die Bewegung nicht so stark wie im Tale. In Südamerika gibt es Landstriche, die, während das ganze Land schwer unter Erdstößen leidet, unberührt bleiben; diese Gegenden nennt man „Erdbebenbrücken“, der Stoß geht darunter fort wie das Wasser unter einer Brücke. Ein am Anker liegendes Schiff empfindet die Stöße durch die Rude des Untertaues. Die Besatzung eines Kriegsschiffes in Yokohama glaubte, das Schiff wäre aufgelaufen, so heftig waren die durch das Tau geleiteten Erdstöße. Schiffe, die achzig Meilen vom Lande entfernt auf See waren, fühlten die Stöße wie eine Reihe plötzlich einfallender Geschosse. Im Jahre 1716 brachen Masten und Tauwerk an Bord der Schiffe im Hafen New Bisco, obwohl eine Störung des Wassers nicht sichtbar war; in anderen Fällen sind Kanonen von Deck gesprungen. Bei Erdstößen treten oft hohe Wellen auf, die gewöhnlich dem Stoß vorausgehen. Bei dem Erdbeben in St. Thomas trat das Wasser vor dem ersten Erdstoß zurück; nach dem zweiten kehrte es mit solcher Gewalt zurück, daß das Schiff „Monongahela“ auf dem Trockenen lag. In demselben Jahre blieb ein anderes amerikanisches Schiff in Arica eine Viertelmeile landeinwärts liegen. Bei dem Erdbeben in Jamaica zog sich das Meer mehr als eine Meile zurück, in Bisco sogar zwei Meilen und kehrte erst nach drei Stunden wieder zurück. Die größte danach eintretende Springsut war 210 Fuß hoch; sie suchte 1737 die Küste von Lutzpatka heim. — Auf dem Lande werden feststehende Körper wie Grabsteine,

Obeliskten, Schornsteine usw. durch Erdstöße oft in drehende Bewegung gebracht, während Baumreihen danach Fildacklinien bilden. Wenn man während eines Erdbebens die gerade Strecke eines Eisenbahngleises ansieht, kann man die Schwingungen deutlich beobachten. Sie nähern sich in erschreckender Schnelligkeit in der Form von Kurven in den Schienen. Diese sehen wie eine Riesenschlange aus, die hin- und herschwanzt, und ein Zug erscheint wie eine sich bewegende Raupe, bis er abgetworfen wird. —

— hl. **Der Boden des Meeres.** „Wenn ein neuer Jules Verne, mit einem noch zu ersfindenden Apparate ausgerüstet, eine Wanderung über den Boden des Ozeans unternehmen wollte,“ schreibt J. Thoulet in der „Revue des Deux Mondes,“ so würde er unendliche eintönige Ebenen finden, die an Ausdehnung nicht nur die Prärien des Westens der Vereinigten Staaten oder die weiten Pampas von Südamerika weit übertreffen würden, sondern auch noch gewaltiger wären als die kahlen, endlos sich dehnenen Steppen Rußlands und Sibiriens. Der Nordosten des Stillen Ozeans zwischen San Francisco und den Sandwich-Inseln, eine Strecke, die durch die Lotungen, die die Amerikaner bei der Anlage des telegraphischen Kabels hier vorgenommen haben, jetzt ziemlich gut bekannt ist, würde diesen Charakter einer monotonen Ebene in hohem Grade wiedergeben. Keine Vegetation, eine ungeheure, trodene Wüste, deren einförmig weiße Farbe kaum durch einige graue oder rosa Färbungen unterbrochen wird, hier und da eine leise Wellenlinie des Bodens, deren weiche Schwingungen in dieser dunklen und trostlos schweigenden Einöde des Meeresabgrundes wie ein letzter Rest lebendigerer Formen aufsteht. In anderen Gegenden, besonders in der Nachbarschaft gewisser steilabfallender Klüften, z. B. nahe bei Norwegen, würde er jähe Abgründe entdecken, die oft viel tiefer herabstürzen, als die Berge unserer Erde sich emporheben. Anderswo, wie etwa an den Azoren, befände er sich plötzlich inmitten einer bizarren phantastischen Landschaft, die von Bergspitzen starrt, von ungeheuren Höhlungen bedeckt ist, die nackte und kahle, aber regelmäßige Wände haben. Ueberall würde er tiefe Schlünde sehen, aus denen er dumpf rollend das Dröhnen unterirdischer Feuer hören würde, Krater würden sich vor ihm aufstun, deren Ausdehnung der Oberfläche des Genfer Sees fast gleich kommt, und die sich bisweilen öffnen und spalten, um großen Lavaströmen zum Ausbruch zu dienen, vulkanischen Eruptionen, die von schrecklichen Stößen begleitet sind und das ganze Meer in seinen Tiefen aufwühlen. Gewaltige Wellen tragen die Erschütterung von einem zum anderen Ende der Erdkugel und übersirenen das ganze Bett des Meeres mit Schuttstücken, Bimstein und Schlacken. Unser Wanderer würde auch weite Plateaus überschreiten, die von fast senkrechten Mauern begrenzt sind; er würde in der Dunkelheit aufragende einzelne kegelförmige Berge unterscheiden, die wie riesenhafte Zuderhüte aussehen, und weite Täler, die von runden Bergkuppen eingeschlossen sind, dazwischen einzelne Rißsen und Klüfte. Sicherlich ist das Bett des Ozeans, in seiner Gesamtheit betrachtet, in seinen Formen weniger mannigfaltig als die Erdoberfläche; aber seine Grobheit würde ihm den Charakter einer unvergleichlichen Majestät verleihen. Die immer tieferen und genaueren Untersuchungen in der Zukunft werden uns dieses grandiose und seltsame Bild immer deutlicher vor Augen stellen.“ —

Humoristisches.

— Neues Wort. Frau (zum Mann): „Gestern nacht bin ich an Dein Bett getreten und da hab' ich gesehen, daß Du in einem fort selig gelächelt hast . . . Du scheinst ja einen netten Schlafwandel zu führen!“ —

— Nach dem Mittagessen. Wirtin (empört): „Welcher ungehobelte Flegel hat denn hier alle die Fliegen aufs Tisch Tuch gespuht?“ —

— Die Quelle. „Woher hat sich denn Ihr Mann seine neueste Krankheit geholt?“ „Ach, die hat er nur aus dem medizinischen Buch, das er sich neulich gekauft hat!“ — (Meggendorfer-Blätter.)

Notizen.

— In Max Hesses Volksbücherei (Leipzig) ist unter dem Titel „Am Fenster“ eine Sammlung Erzählungen von Wilhelm Holzamer erschienen. Preis 60 Pf. —

— Die Moritz-Oper beginnt ihre diesjährige Spielzeit am 15. Juni im Schiller-Theater O. mit der „Afrikanerin“ von Meyerbeer. Die Preise und Abonnementsbedingungen sind dieselben wie in den vergangenen Jahren. —

— Neues Breslauer Schauspielhaus wird die früher als Metropol-Theater in Breslau geplante neue Bühne heißen. Zur Aufführung gelangen Schau- und Lustspiele. Der Zuschauerraum faßt 1800 Personen. —

— Eine Zeitschrift für Gletscherkunde, für Eiszeitforschung und Geschichte des Klimas wird demnächst im Verlage der Brüder Borntraeger, Berlin, erscheinen. Die Zeitschrift ist das Blatt des internationalen Gletscherausschusses und erscheint in zwanglosen Heften. —